



GIB GRAS

Ein Emmentaler Apotheker therapiert mit Cannabis –
als einziger in der Schweiz

Text DENISE BUCHER
Bild RAFFAEL WALDNER

Er könnte Gemeindeamman sein, der Mann im hellblauen Hemd, grau meliert die Haare, Brille mit Silberrand. Oder Angestellter bei der nahen Raiffeisenbank. Aber Manfred Fankhauser ist ein Mann, der sein Geld mit Cannabis verdient. Er ist der einzige Apotheker der Schweiz, der vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) die Bewilligung erhalten hat, Cannabispräparate herzustellen und zu verkaufen. Seine Apotheke, in einem Schindelhaus aus dem 19. Jahrhundert, liegt in Langnau, zwischen Hügeln und Wiesen, auf denen im Sommer Kühe weiden und jetzt schmutzige Schneereste liegen.

Im Kühlschrank seines Labors lagert Fankhauser die Fläschchen mit Cannabislösung. Er nimmt eines heraus. «Da sind 500 Milligramm THC drin, das sind 50 ... 20 ... 25 Joints, wenn man es umrechnen würde.» Seine Tinktur trinken im Moment 250 Patienten, viele haben Krebs oder leiden an MS. Das Cannabis lindert ihre Schmerzen und Muskelkrämpfe, es hilft, wenn ihnen von der Chemotherapie übel ist, es regt den Appetit an.

Manfred Fankhauser lobt Cannabis als hochpotentes Arzneimittel. Die Ärzte wussten schon immer um die Wirkung. Bis um 1900 hat man mit Cannabis Schmerzen, Keuchhusten und Asthma behandelt. Es war ein beliebtes Schlaf-, Beruhigungs- und Hühneraugenmittel. Ab Mitte des 20. Jahrhunderts geriet der Stoff in Verruf. Der Amerikaner Harry Jacob Anslinger, ein fanatischer Cannabisgegner, erreichte, dass die Pflanze 1961 von der UN-Drogenkommission unter das Betäubungsmittelgesetz gestellt wurde. Die Schweiz zog 1970 nach.

In Colorado und Uruguay kauft und raucht man es neuerdings straffrei, die Schweiz debattiert das Dafür und Dawider. Fankhauser ist dafür. Weil man vielen damit helfen könne und es als Medikament sehr gut verträglich sei. «Verglichen mit Cannabis, ist manches rezeptfreie Mittel regelrecht gefährlich. Wenn man sich den Beipackzettel von Aspirin anschaut, findet man Nebenwirkungen, die von Übelkeit bis zu Magen- und Hirnblutungen reichen. Es gibt bei Cannabis keine tödliche Dosis, auch keine Folgen, wie sie bei Nikotin oder Alkohol früh sichtbar werden.» Trotzdem gilt Cannabis als Betäubungsmittel.

Der Bauernsohn aus Trub studierte Pharmazie und schrieb, angeregt von seinem Doktorvater, seine Dissertation über Cannabis als Heilmittel. Er wurde bald «wissenschaftlich abhängig», wie er es nennt. Wenn er an Hanfmessen Vorträge hielt, traf er regelmässig auf MS-Kranke im Rollstuhl. «Die hatten noch nie in ihrem Leben gekifft und mussten an solche Orte kommen, weil sie auf ein Heilmittel hofften. Das war absurd», sagt Fankhauser. Es spornte ihn an.

Manchmal wollen die Leute wissen, ob er eine Kifferkarriere hinter sich habe. Nein, sagt der Nichtraucher. Er habe vielleicht zweimal in seinem Leben an einem Joint gezogen – und dabei an biochemische Reaktionen im Gehirn gedacht. Er hat Respekt vor der Substanz. «Ich verstehe die Faszination von Drogen, auch harten Drogen. Aber ich bin zu ängstlich dafür.» Logisch, dass er auch keine Freude hätte, wenn er seine beiden Söhne, 16 und 18 Jahre alt, beim Kiffen erwischen würde.

Der Apotheker wusste, dass es mit einer Bewilligung für ein Medikament aus natürlichem THC schwierig werden könnte. Aber er wusste auch, dass es in Deutschland eine Firma gab, die die Substanz synthetisch herstellte. Aus Zitronenschalen. «Das Betäubungsmittelgesetz sprach nur von Cannabis, aber nicht von Zitronenschalen», sagt er. Das BAG musste ihm die Bewilligung

geben. Seit 2008 darf er das künstlich hergestellte Dronabinol verkaufen. Seit der Revision des Betäubungsmittelgesetzes 2011 ist auch die natürliche Cannabistinktur erlaubt. Unter strengen Auflagen. «Eigentlich könnte jeder Cannabispräparate verkaufen. Der enorme administrative Aufwand, vielleicht die stigmatisierte Pflanze, hält andere Apotheker aber davon ab.»

In seinem Labor unten im Keller riecht es nach gedörrten Blumen. Auf einem Tisch stehen ausgemusterte Apparate aus einer Militärapotheke, die er übernehmen konnte, mit Knöpfen und Hebeln so gross, dass man sie mit Fausthandschuhen bedienen könnte. In einem Regal lagern Pflanzen, aus denen er seine eigenen Curaplant-Heilmittel herstellt. Er öffnet den Tresor und nimmt einen Behälter mit Glasspritzen heraus. Reines THC. «Wenn es kalt ist, ist es zähflüssig. Wie Zementit. Damit ich es verarbeiten kann, muss ich es erhitzen.» Er schaltet ein Gerät ein, das sein Schwiegervater aus einem alten Lockenstab gebaut hat. Er hält eine Spritze in den warmen Luftstrom, und sobald die Temperatur auf 85 Grad gestiegen ist, mischt er das flüssige THC mit einem Öl. «Keine grosse Sache», sagt er.

400 Platten von Frank Zappa

Wenn er seine Cannabispräparate herstellt, arbeitet er im Milligrammbereich. Sein Büro dagegen sieht chaotisch aus, überladener Schreibtisch, ein Regal mit braunen Flaschen, darüber Behälter voller Pulver und Pillen. Zwei Kupferstiche hängen an der Wand. Auf dem einen befinden sich Apotheker und Tod im stummen Kampf um einen Patienten. «Le plus fort est maître» steht darunter. Der andere zeigt einen «Docteur Alchimiste», über sein Buch gebeugt. Fankhauser zählt zu denen, die sich Krankheit und Tod mit seriöser Wissenschaft entgegenstellen. Die Alchemie überlässt er den Wunderdoktoren, Handauflegern und Heilern, für die das Emmental bekannt ist.

Er arbeitet am liebsten im Labor, die Abgrenzung zu seinen Patienten fällt ihm schwerer, besonders die körperliche Nähe. «Ich könnte nie in einem Spital arbeiten. Ich habe Mühe, fremde Menschen zu untersuchen», sagt er. Zwischen Apotheker und Patient gebe es zwar immer noch die Theke. «Aber manchmal ist mir auch die zu schmal.» Mit den meisten seiner Cannabispatienten telefoniert oder mailt er. Sie sind schwer krank.

Da war der Mann in seinem Alter, der ihn anrief, weil er eines Morgens das eine Bein nicht mehr richtig bewegen konnte, kurze Zeit später war er von den Hüften abwärts gelähmt, eine seltene Rückenmarksentzündung. Solche Geschichten setzen Fankhauser zu. Schwierig sind Hausbesuche, es kommt vor, dass er Patienten kurz vor dem Tod ein Medikament vorbeibringt. «Da kann die ganze Familie versammelt sein und Anteil nehmen. Das ist schön, aber auch traurig.» Er schaut aus dem Fenster.

Manche würden sich in solchen Momenten vielleicht mit dem süsslich duftenden Kraut trösten. Fankhauser hat die Musik. Damals, als er zu Cannabis zu forschen begann, kaufte er sich das Album «Thing-Fish» und infizierte sich sofort mit dem «Zappa-Virus», wie er es nennt. Heute besitzt er 400 Platten des Künstlers. Und Hunderte von anderen: John Zorn, Miles Davis, Prince. Er mag, dass Zappa nie Drogen nahm. Obwohl er in einem Umfeld lebte, in dem der Rausch so normal war wie das Frühstück. ●

DENISE BUCHER arbeitet bei «saldo» und als freie Journalistin.
denise.bucher@gmx.net
Der Fotograf RAFFAEL WALDNER lebt in Bern.
www.raffaelwaldner.com



BILD: MATTHIEU LAVANCHY

ANTIBIOTIKUM

Ciproflo wird eingesetzt bei Infektionen jeglicher Art. Es bekämpft zum Beispiel bakterielle Erreger im Darm, in Hals, Augen, Nieren, Blase, Mund, Kiefer, Ohren. Mögliche Nebenwirkungen sind Übelkeit, Durchfall, Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit.